

**Tonio Hölscher**

## **Vorläufige Überlegungen zum Verhältnis von Theoriebildung und Lebenserfahrung in der Klassischen Archäologie**

Es gibt ein Ziel,  
aber keinen Weg.  
Was wir Weg nennen,  
ist Zögern.

FRANZ KAFKA

Es hat einen beträchtlichen Teil meines Lebens gedauert, bis ich mir eingestanden habe, daß die Kultur der Antike mich zwar grundsätzlich nach wie vor brennend interessiert, das tägliche archäologische Arbeiten mir aber oft gleichgültig und fad ist. Das liegt vermutlich zum einen daran, daß archäologische Tätigkeiten notwendigerweise über weite Strecken intellektuell wenig anspruchsvoll sind; zum anderen aber sicher auch daran, daß die Ziele dabei leicht aus dem Blick geraten. Ich hoffe, daß dies nicht als Hochmut ausgelegt wird; denn ich nehme an, daß ähnliche Erfahrungen auch viele andere Archäologen beschäftigen, und daß dies ein Motiv für das große Interesse gerade jüngerer Kollegen und Studenten an dieser Tagung über neue Theorien und Methoden ist.

Dabei scheint sich allerdings leicht eine allgemeine psychische Haltung auszubilden, die für die Sache nicht förderlich ist:

- Wir leben in einem konfessionellen Zeitalter. Es reicht zunehmend nicht mehr aus, daß man Forschung nach bestimmten Methoden betreibt: Man muß auch sagen, *daß* man das tut. Und zu welcher Richtung man gehören will. Sonst läuft man Gefahr, daß es nicht bemerkt wird. Nach der *political* also nun die *scientific correctness*. Natürlich bin ich der festen Überzeugung, daß es sinnvoll ist, Methoden und Theorien nicht nur anzuwenden, sondern auch als solche zu erörtern und zu begründen. Aber man sollte zumindest darauf gefaßt sein, daß manche Forscher, die nicht explizit von Methoden reden, die Diskussionen dennoch ernsthaft wahrgenommen und einen eigenen Standpunkt ausgebildet haben könnten. Es gibt viele, denen das konkrete Ziel wichtiger ist als der Weg, die aber vernünftig genug sind, grundsätzlich das Lesen von Landkarten, die Benutzung des Kompasses und die Orientierung im Gelände gelernt zu haben. Der Leser muß sich dann eben die Mühe machen – und wird es in der Regel allerdings nicht allzu schwer damit haben –, die theoretischen Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Beweisführung zu durchschauen. Jeden-

- falls aber ist Kritik nicht schon dann angebracht, wenn Methoden nicht immer wieder eigens begründet werden, sondern erst dann, wenn Forschung nachweislich ohne oder gegen sinnvolle Methoden betrieben wird.
- Der konfessionelle Habitus bekommt in Deutschland leicht religiöse Ober-töne:<sup>1</sup> Erst das Sündenbekenntnis: *Wir alle haben gefehlt in Sachen Theorie!* Dann die Reue: *Wir wollen es nie, nie wieder tun!* Danach das Glaubensbekenntnis: *Das Heil liegt einzig in (wahlweise) der Semiotik, der Systemtheorie, der Anthropologie.* Schließlich die Hoffnung auf Erlösung: Die leuchtenden Augen bei der Erwähnung der Personen und Orte, an die sich das wissenschaftliche Fernweh knüpft.
  - Die Person des Forschers tritt zunehmend in den Vordergrund. Das ist tatsächlich sachdienlich, soweit es darum geht, die Voraussetzungen des Forschens in den eigenen Erfahrungen und Denkformen zu erkennen. Aber wir sollten uns dabei als Forscher doch auch nicht selbst überschätzen. Gewiß liegt hier eine starke Versuchung: Wir sind ja nicht wirklich produktiv, bringen nicht selbst etwas hervor, wie die Künstler, Architekten, Politiker, sondern wir re-produzieren, d. h. re-konstruieren, interpretieren und re-valuieren die historischen Leistungen anderer, in Politik, Wirtschaft, Kultur – und darum erklären wir diese Re-produktion der Antike zur kreativen Produktion und die Autoren solcher wissenschaftlichen (Re-)Produktionen zu Gegenständen der (Wissenschafts-)Geschichte. Vielleicht mit der unbewußten, impliziten Hoffnung, selbst einmal geschichts-würdig zu werden ... Erkenntnistheoretisch ist das natürlich unbestreitbar: Wir sollten unsere Rolle als forschende Subjekte ernster als bisher nehmen. Aber andererseits sollten wir uns auch nicht zu wichtig damit machen. Gewiß steckt unter dem Pelz jedes Rekonstruktors ein Konstrukteur verborgen – aber der Schafspelz macht meist noch keinen Wolf. Sofern sich normale Hunde darunter verbergen, die erst ihre Stimme mit Kreide sanft gemacht haben und versprechen, sie hätten für jeden ein süßes Ergebnis mitgebracht, dann aber in die Beine zwicken und beißen, sollten wir uns vor ihnen hüten; und selbst sollten wir es gar nicht erst mit Kreide versuchen. Aber als Gegenstände für Märchen taugen doch nur die Wölfe: In Deutschland Winckelmann, Furtwängler, Buschor und ihresgleichen.

Wenig hilfreich sind die teils hoffnungsvollen, teils verzweifelten Appelle an die Generation der heute Arrivierten, das Versäumte endlich nachzuholen und neue Perspektiven aufzuzeigen. Diese Generation ist ihren Weg gegangen, der seinerzeit als ein starker Bruch in den wissenschaftlichen Zielvorstellungen bewertet wurde. Wie stark der Bruch tatsächlich war und wie weit dieser Weg führt, will

---

1 Auf die religiöse Symptomatik dieses Habitus hat mich Fernando Hölscher aufmerksam gemacht.

ich als Beteiligter nicht beurteilen. Jetzt aber sollte – persönlich möchte ich sagen: endlich – eine neue Generation auftreten. Sie muß selbstbewußt ihren eigenen Weg finden – und dann auch tatsächlich gehen. Und zwar ohne die Ausrede, daß neue Wege in der angeblich versteinerten Umgebung zu riskant seien und nur Anpassung eine Chance habe: Niemand kann und wird neue Orientierungen auf die Dauer verhindern – in spätestens einem Jahrzehnt beherrscht die nächste Generation ohnehin aus rein gerontologischen Gründen das Feld. Es wäre schlimm, wenn das nicht ein Grund zur Hoffnung wäre.

In dieser Situation will ich nicht versuchen, die Vergangenheit des Faches bis zur Gegenwart hin zu durchleuchten.<sup>2</sup> Sondern ich will einige Fragen, sowohl Schwierigkeiten als auch Möglichkeiten, zur Sprache bringen, die mir dabei wichtig scheinen.

I

Eine Erneuerung müßte grundsätzlich in zwei verschiedene Richtungen gehen: Zu neuen Methoden und Verfahrensweisen der modernen Forschung, und zu neuen Themen und Phänomenen der Antike selbst. Kein Zweifel, das eine hängt mit dem anderen zusammen: Man kann keine neuen Fragen zur Antike ohne neue Methoden stellen und beantworten. Aber die gegenwärtige Situation fordert zunehmend einen weiten Spagat. Wir müssen zunächst schon entscheiden, wie wir uns idealiter in Fakultäten ordnen: Zusammen mit den anderen Archäologien und Kunstwissenschaften? Oder zusammen mit den anderen Disziplinen derselben antiken Kulturen, der griechischen und römischen Philologie, der Alten Geschichte, der Epigraphik und Papyrologie, und darüber hinaus mit weiteren Fächern historischer Kulturen? Man kann leicht proklamieren, das eine gehöre so sehr wie das andere zur Klassischen Archäologie. Aber die Realität fordert eine Entscheidung. Und die Entscheidung für die eine oder die andere Orientierung führt auch in der Regel, trotz allen guten Willens, das Fach in diese oder jene Richtung. Das erzwingt zumindest Prioritäten bei der Definition, wie wir unser eigenes Fach begreifen. Und dafür müssen wir es eben als Fach wirklich begreifen.

Die Definition nach Methoden und Verfahrensweisen verbindet die griechische und römische Archäologie mit den anderen Archäologien, potentiell der ganzen Welt. Diese methodologische Orientierung ist zweifellos höchst fruchtbar und nötig, denn bei der Erforschung anderer Kulturen mit weniger reichen und komplexen Informationen sind sehr viel präzisere, raffiniertere und komplexere Untersuchungsverfahren entwickelt worden als in der Klassischen Archäologie.

<sup>2</sup> Dazu Hölscher (1995b); Zanker (1994).

Sie erfordert aber auch eine zunehmend anspruchsvolle und breite Fachkompetenz, weil die Beurteilung der Leistung von Methoden auch einen zumindest allgemeinen Einblick in die damit erforschten Sachverhalte der betreffenden Kulturen nötig macht.

Die Definition nach Sachgegenständen dagegen führt in die systematischen Zusammenhänge der fremden Kulturen selbst. Nachdem die humanistische Präention der unmittelbaren Nähe zur Antike sich verflüchtigt hat, haben wir zunehmend gelernt, die antiken Kulturen als fremde Welten zu verstehen. Umso wichtiger wird es aber sein, sie nicht nur in einzelnen isolierten Phänomenen, sondern als ganze Systeme zu betrachten und zu untersuchen: Mit allen Erscheinungen von der Gesellschaftsordnung und Wirtschaftsstruktur über die Lebenskultur bis zur Religion, Bildkunst, Literatur und Philosophie.<sup>3</sup> Nur wenn die Phänomene als Faktoren eines großen Zusammenhangs von Gesellschaft und Kultur begriffen werden, werden sie zu mehr als nur erstaunlichen Kuriositäten. Diese Kompetenz erfordert, weit mehr als bisher, zugleich hohe Spezialisierung und breite Generalisierung.

Dieser immer weitere Spagat von methodischer und sachlicher Professionalität ist eine Situation, aus der wir nicht heraus können: Die Forderung nach Erneuerung bedeutet zunächst die Anerkennung eines Defizits in beiden Richtungen. Heutige Konzepte der Professionalisierung sind vor allem auf die Verfahrensweisen gerichtet. Das ist sicher berechtigt, ich komme am Schluß darauf zurück. Zunächst aber muß, daran führt kein Weg vorbei, von den Sachfragen die Rede sein.

## II

Die Klassische Archäologie, speziell in Deutschland, hat zwar die theoretischen und methodischen Entwicklungen in anderen Disziplinen und anderen Ländern zu wenig wahrgenommen und an der Diskussion darüber kaum teilgenommen, aber dies ist nur in zweiter Linie ein Grund für die Stagnation. Ich halte es für grundsätzlich falsch, primär und pauschal nach mehr Theorie und Methode zu streben, denn das kann zwar zur Steigerung der fachlichen Intelligenz, nicht aber zu neuer Orientierung führen. Das Ergebnis wären diffuse und beliebige Diskurse über alles und jedes, sofern es nur methodisch fundiert ist. Die erste Frage muß doch wohl sein, um welche Ziele es geht.

Auch die herkömmlichen Verfahren der kunstgeschichtlichen Stilanalyse waren ja nicht *eo ipso* verwerflich gewesen. Sie wurden zum einen, problem-immanent, in Zweifel gezogen, weil sie ihre Ergebnisse nicht mehr ausreichend zu begrün-

3 Dazu Hölscher (1992). Neue Perspektiven in: Classical Greece (1994).

den schienen, das heißt: Weil sie ihre selbst gesetzten Ziele nicht erreichten. Doch sie wurden vor allem als obsolet betrachtet, weil die Ziele selbst, die Bestimmung von ›Meistern‹, Werkstätten, regionalen Stilen und chronologischen Entwicklungen, nicht mehr als sinnvolle oder ausreichende Einsichten zum Verständnis der antiken Gesellschaften und ihrer Kulturen angesehen wurden. Man wollte nicht primär irgendwelche neuen intellektuellen Wege gehen, sondern wollte vor allem über die Antike selbst etwas anderes wissen als bisher. Für diesen Zweck mußte man dann neue Methoden entwickeln.

Außerhalb der professionellen Forschung ist eine substantielle Wirkung ohnehin nicht mit Diskussionen über Theorie und Methodologie zu erreichen. Nur die Erweiterung unserer Horizonte, der Lebenserfahrungen und kulturellen Vorstellungen durch die Phänomene fremder Kulturen kann eine überzeugende Aufgabe einer historischen Archäologie sein.

Entscheidend dafür wäre aber meines Erachtens eine möglichst vitale Zeitgenossenschaft, das heißt: Teilnahme am gegenwärtigen Leben. Alle vitalen Anstöße in unserem Fach während der letzten hundert Jahre, ob man sie mag oder nicht, sind nicht durch Weiterdenken von Theorien entstanden, sondern sind Reaktionen auf Erfahrungen und Antworten auf Fragen, die aus dem gegenwärtigen Leben heraus gestellt wurden. Das gilt von Johann Joachim Winckelmann bis Ernst Buschor. Und um bei der Zeit zu bleiben, die ich selbst erlebt habe: Ranuccio Bianchi Bandinellis Konzept der antiken Kunst ist nicht ohne seine Positionen zur Politik und Kultur der Gegenwart, dargelegt in seinem *Diario di un Borghese*, denkbar<sup>4</sup>; Jean-Pierre Vernants kulturelle Anthropologie ist tief in seinen politischen Erfahrungen und Positionen verwurzelt, wie er sie in seiner eindrucksvollen intellektuellen Biographie dargestellt hat;<sup>5</sup> die angelsächsische Erforschung ganzer Kulturlandschaften mit Surveys entspringt nicht zuletzt einem emphatischen Blick auf all die anonymen Träger von Kultur, die keine expliziten Zeugnisse hinterlassen;<sup>6</sup> und, um in die eigenen Reihen zu schauen, Paul Zankers Bücher über *Augustus und die Macht der Bilder* und *Die Maske des Sokrates* sind aus Interessen an der Konstruktion von Macht und an der Rolle von Intellektuellen in der gegenwärtigen Gesellschaft entstanden. Überall waren vorgängige Lebenserfahrungen und Interessen am Werk, die dann, explizit oder implizit, zur Entwicklung neuer theoretischer Positionen und wissenschaftlicher Verfahrensweisen geführt haben. Theorieschwäche und Vitalitätsmangel zusammen: Das wäre eine besonders besorgniserregende Diagnose.

Das Interesse des Forschers muß gewiß nicht den breiten Trends der gegenwärtigen Gesellschaft folgen. Es mag ihnen bewußt entgegenstehen, mag in der

4 Bianchi Bandinelli (1996).

5 Vernant (1997):

6 So etwa Alcock (1994) bes. 175.

Geschichte Fremdheit und Gegenpositionen zur Gegenwart aufdecken und dadurch umso mehr Aufmerksamkeit erregen; es mag auch ganz persönliche Fragen in den Vordergrund stellen und ihnen Gehör verschaffen. Nur muß es seine eigene Sache sein, um die es geht.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, ein möglichst hohes Niveau der Reflexion zu fordern und die Begriffe und Kategorien in theoretischen Diskussionen zu schärfen. Aber ohne vitale Ziele und Sachinteressen wird eine Belebung des Faches ebenso wie die Entwicklung neuer und eigenständiger Methoden eine orientierungslose Illusion bleiben.

### III

Über aktuelle Fragen, mit Perspektive auf die Gegenwart, läßt sich dann auch interessanter streiten. Mit keiner meiner Schriften über Theorien und Methoden des Faches habe ich so erregte, teils zustimmende, teils protestierende Reaktionen hervorgerufen wie mit einer kurzen Bemerkung, daß bei der Erforschung der frühen griechischen Polis gegenwärtig nicht mehr so sehr die ›politischen‹ wie die ›religiösen‹ Gemeinschaften im Vordergrund des Interesses stehen, daß die Forschung darin, bewußt oder unbewußt, einem Trend gegenwärtiger Mentalität, von politisch orientierten Diskursen zu Gemeinschaften von mehr oder minder ›religiösem‹ Charakter folge, und daß ich persönlich diesen aktuellen Trend mit Skepsis betrachte.<sup>7</sup> Ich will das kurz etwas weiter ausführen – und wähle dabei bewußt vor allem solche Bücher, die ich zu den bedeutendsten und weiterführendsten der neueren Zeit zähle.

François de Polignac hat 1984 die *Naissance de la Cité Grecque* ausschließlich auf eine Untersuchung von Heiligtümern, noch dazu von solchen außerhalb der ›politischen‹ Siedlungszentren, begründet. Drei Jahre später hat Ian Morris die Grabrituale als einzig aufschlußreichen Indikator für die Entstehung der Polis herausgestellt. Die religiöse Dimension der Polis, die von Walter Burkert zuerst als aufregend erratische Herausforderung den humanistischen Konzepten griechischer Aufklärung gegenübergestellt worden war, hat inzwischen Hochkonjunktur.<sup>8</sup> Die Folgen: Unter den Studenten, jedenfalls in Heidelberg, haben Themen aus dem Bereich antiker Heiligtümer für Dissertationen und Magisterarbeiten mit weitem Abstand die größte Attraktivität. (Ich selbst, trotz der geäußerten Skepsis, halte mich davon in eigenen Forschungen durchaus nicht fern).

Sogar in Arbeiten über öffentliche Repräsentationskunst finden sich ähnliche

7 Hölscher (1998) 5.

8 Polignac (1984); Morris (1987). Weitere Literatur: Hölscher (1998) 46, Anm. 52. Dazu etwa Religion (1996).

Orientierungen: Die Bildnisse griechischer Herrscher und Staatsmänner des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., die seit einer Generation vor allem unter dem Gesichtspunkt der politischen Praxis betrachtet worden waren, erscheinen in neuesten Forschungen wieder mit deutlicheren religiösen Aspekten.<sup>9</sup> Bei der römischen Grabkunst hat sich zwar nicht das Paradigma der Interpretation, aber das thematische Interesse von den extrovertierten Monumenten der späten Republik und beginnenden Kaiserzeit mit ihrer stark kompetitiven politischen und gesellschaftlichen Repräsentation zu den abgeschlossenen sepulkralen Feier- und Gedächtnisstätten der mittleren Kaiserzeit verschoben.<sup>10</sup>

Aus ähnlicher Richtung kommt ein steigendes Interesse an Ritualen. Vor allem religiöse, aber auch politische, familiäre und andere Veranstaltungen von rituellem und zeremoniellem Charakter finden starke Aufmerksamkeit. Sie werden als konkrete institutionalisierte Handlungen und Situationen betrachtet, in denen historische Gemeinschaften ihre Identität entwickeln, erfahren und bestätigen. Als Substanz solcher ›Identitäten‹ wird vor allem das Gemeinschaft stiftende »kulturelle Gedächtnis« in den Blick genommen. Forschungen dieser Art werden zum Teil im interdisziplinären Verbund mit anderen Kulturwissenschaften betrieben und in großen Sonderforschungsbereichen finanziell gefördert. Dadurch gewinnen sie Kraft und Einfluß von mächtigen wissenschaftlichen Bewegungen.<sup>11</sup>

Dies alles ist kaum erstaunlich in einer gegenwärtigen Situation, in der innerhalb der Gesellschaft Erlebnisgruppen verschiedenster Art immer stärkere Attraktivität gewinnen; in der die Stiftung funktionierender Gemeinschaften durch gemeinsame ›kulturelle‹ Aktivitäten, Überzeugungen, Erinnerungen und Emotionen mehr oder minder programmatisch in den Vordergrund tritt; in der neben dem Rückgang der institutionalisierten Kirchen neue Religionen und alternative Formen von Religion im Vordringen sind; in der die staatlich-säkulare Rechtsprechung immer mehr Elemente des religiösen Rechts fremder Kulturgemeinschaften berücksichtigt und aufnimmt; in der die These breiten Anklang findet, daß in Zukunft die großen Konflikte der Welt nicht mehr so sehr von politischen und wirtschaftlichen, sondern vor allem von kulturellen, und das heißt im wesentlichen von religiösen Mächten ausgetragen würden;<sup>12</sup> und in der deshalb gegenüber rationalen Debatten über gesellschaftliche Probleme und ihre

9 Krumeich (1997). Das Buch hat Verdienste in der sachlichen Erörterung und Klärung der Zeugnisse und Überlieferungen, bleibt aber in den Kategorien und Zielsetzungen der historischen Interpretation wenig zielgerichtet.

10 Gräberstraßen (1987) bes. 12–26; Hesberg (1992) bes. 42–45.

11 Rituale: In Heidelberg konstituiert sich ein Forschungskolleg über den *Homo ritualis*. – Kulturelles Gedächtnis: Kultur und Gedächtnis (1988); Assmann (1997). Sonderforschungsbereich in Dresden: *Institutionalität und Geschichtlichkeit*; in Giessen: *Erinnerungskulturen*.

12 Huntington (1996).

Lösungen mehr und mehr Programme der psychologischen Stabilisierung, oft von stark retrospektivem Charakter, Einfluß gewinnen: Tradition, Erinnerung, Bindung.<sup>13</sup>

Auch dort, wo rein gesellschaftliche Kategorien im Vordergrund stehen, scheint sich der Blick teilweise in bezeichnender Weise zu verändern. In den Reliefs der attischen Grabkunst des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. wird vor allem die Orientierung an streng kontrollierten sozialen Normen hervorgehoben. Die Aussage der archaischen Kouroi wird auf die Formel »Der gute Staatsbürger« gebracht. Selbst Achilleus, Christa Wolfs »Vieh«, wird von wissenschaftlicher Seite jetzt zu einem Ausbund an aristokratischen Normen re-dimensioniert.<sup>14</sup> Es ist wohl kaum forciert, wenn man darin Symptome gegenwärtiger Befindlichkeit sieht, die die Macht normierender Sozialisierungen als prägende Realität erfährt.

Auf der anderen Seite kann man wieder von Luxus reden. Dionysos und Tryphe sind zentrale Themen geworden, Ausstellungen über Reichtum und Wohlleben rufen breite Faszination hervor.<sup>15</sup>

Es kommt hier nicht darauf an, ob eine solche Analyse der gegenwärtigen Tendenzen mit ihren Gewichtungen und Bewertungen in jeder Hinsicht zutrifft. Jedenfalls wäre eine wissenschaftliche Diskussion über solche Themen und Optionen höchst fruchtbar. Und die Urteile könnten heftig divergieren: Wie weit man dem Publikum seine eigenen Trends vor Augen stellen und womöglich bestätigen – oder ihm ein kritisches Potential liefern soll.

Natürlich ist damit nichts weniger gemeint, als eine Vereinnahmung der Vergangenheit nach dem Muster der Gegenwart.<sup>16</sup> Entscheidend ist, daß die Fragen, nicht die Antworten von der Gegenwart geprägt sind. Interessante Antworten kommen nur aus der Fremde. Wir können uns die Antike, gerade um unser selbst willen, gar nicht fremd genug vorstellen.

13 Siehe auch das ambitionierte Programm des Wissenschaftskollegs zu Berlin *Wissen – Arbeit – Bindung*.

14 Breuer (1995); Bergemann (1997); Latacz (1997).

15 Eine kurze Durchsicht der Bestände in der Heidelberger Instituts-Bibliothek ergab allein in den letzten anderthalb Jahrzehnten 15 Kataloge großer Ausstellungen zu Themen wie: *Gli ori di Taranto* (Milano 1984); *Le tranquille dimore degli dei* (Roma 1986); *The Fragrant Past. Perfumes of Cleopatra and Julius Caesar* (Atalanta 1989); *Bellezza e lusso* (Roma 1992); *Das Haus lacht vor Silber* (Bonn 1997);

*Dionysos. Die Locken lang, ein halbes Weib? ...* (München 1997).

16 Ein erstaunliches Exempel von politischem Neo-Humanismus war 1992–93 mit der Ausstellung *The Greek Miracle* (Greek miracle [1992]) in Washington und New York demonstriert worden: als eingängiger ästhetischer Brückenschlag zwischen griechischer und amerikanischer Demokratie, klassischer Kunst und gegenwärtigen politischen Idealen, im Katalog eingeläutet von zelebrativen Geleitworten des griechischen Premierministers und des amerikanischen Präsidenten – und dann mit reichlich Ironie überschüttet von der intellektuellen Presse.

## IV

Für solche Fragen müßten die Fächer der Altertumswissenschaften neu definiert werden. Die traditionelle Einteilung in Philologie, Archäologie und Geschichte, dazu Epigraphik und Papyrologie, entspringt einem Konzept, das besonders eklatant die Gefahren und Beschränkungen eines Primats bestimmter Methoden vor Augen führt. Grundlage sind nicht Phänomene des historischen Lebens, sondern Gruppen von Zeugnissen: Texte, Inschriften und Papyri, Bildwerke und Gegenstände der materiellen Kultur.

In einem solchen Rahmen kann als Ziel nur der möglichst kompetente Umgang mit diesen Zeugnissen vermittelt werden. Eben hierin ist aber die so vielfach beklagte Orientierungslosigkeit der täglichen archäologischen Arbeit begründet: Am Anfang der Forschung steht oft die Wahl eines, möglichst noch nicht ausreichend bearbeiteten ›Materials‹, das erschlossen werden soll – aus dem dann, im besten Fall, anschließend eine allgemeine ›Auswertung‹ abgeleitet wird. Statt daß am Anfang eine Frage oder ein allgemeineres Problem steht, für die dann durch ausgewählte Zeugnisgruppen Antworten gesucht werden. Man ›bearbeitet‹ eine Gattung von Grabreliefs oder Kultgeschirr – doch was dann als Auswertung über die Vorstellungen von Tod und Grab bzw. den betreffenden Kult herauskommt, bleibt notwendigerweise stark sektoriell begrenzt.

Was hier an einzelnen Forschungsthemen sichtbar wird, gilt insgesamt für die Teildisziplinen der Altertumswissenschaft, soweit sie sich durch bestimmte Materialien und die damit verbundenen Arbeitsverfahren definieren. Dieser Zwang von Materialien-bestimmten Methoden wird durch die Systematik vieler Universitätsfakultäten verstärkt, in denen sich die Fächer der Texte als Philologien, die der Bildwerke als Kunstwissenschaften und dereinst vielleicht sogar die der materiellen Kulturen als Archäologien zusammenschließen.

Was die archäologischen Tätigkeiten betrifft, so lassen sich dafür durchaus vernünftige Gründe anführen. Denn die archäologischen Arbeitsweisen sind nicht nur spezielle technische Verfahren neben anderen historischen Methoden, sondern sie stehen in enger Verbindung mit genuin eigenen historischen Gegenständen und Themen. Neben den bewußten Selbstaussagen und Selbstdeutungen der antiken Texte, Inschriften und Bildwerke tritt in den Zeugnissen und Spuren der materiellen Kultur und des unreflektierten Lebensvollzugs ein ganz anderer Sektor des antiken gesellschaftlichen Lebens in den Blick. Hier haben die archäologischen Wissenschaften nicht nur reine Arbeitstechniken, sondern darüber hinaus viele Sachthemen über die Grenzen der einzelnen Kulturen hinweg miteinander gemeinsam. Diese Themen werden zweifellos, angesichts des Wandels der gegenwärtigen Kultur von vorwiegend verbalen zu materiellen und visuellen Grundlagen, in Zukunft einen immer größeren Raum innerhalb der historischen Forschung einnehmen. Dies wird zu einer bewußteren ›Archäo-

logisierung« der Geschichtswissenschaften und sogar der Archäologie selbst führen.

Dennoch können diese interdisziplinären Verbindungen nicht das primäre Prinzip der Organisation kulturwissenschaftlicher Forschung liefern. Sie können sich als sinnvoll erweisen bei Forschungsinstitutionen wie dem Deutschen Archäologischen Institut – *sofern* dieses, was ich als problematisch ansehe, seine Aufgabe in der reinen Grundlagenforschung definiert. Sobald aber die Anforderungen oder Ansprüche darüber hinausgehen, wird die strukturelle Unzulänglichkeit dieses Konzepts deutlich. Für die Universitäten jedenfalls müssen andere Prinzipien im Vordergrund stehen.

Denn was in diesem System keinen Platz findet, sind alle Phänomene des realen historischen Lebens, die nicht wie die Pulver der Apotheker in eine der Materialien-Schubladen passen: Religion, die gleichermaßen literarische Götterhymnen, epigraphische Urkunden, Heiligtümer, Bildwerke und Votivgaben umfaßt; Mythen, die in narrativen Texten wie in Bildern Gestalt erhalten haben; Theater, das nicht nur von Texten lebt, sondern sich im konkreten Raum zwischen Bühne und Zuschauersitzen abspielt; politische und soziale Repräsentation, die mit Ritualen, Inschriften, Bau- und Bildwerken in den öffentlichen Räumen zur Wirkung kommt; weiter Krieg und Handel, Geburt, Hochzeit und Tod und viele andere Themen der historischen Kulturanthropologie. Das alles zerbröselt zwischen den Material-bedingten Grenzen der Fächer und ihrer methodischen Ansprüche. Die Zusammenhänge der antiken Wirklichkeit werden auf diese Weise den Verfahrensweisen und methodischen Zwängen der heutigen Forscher geopfert.

Darüber hinaus geht es um den gesamten Zusammenhang der antiken Kulturen. Es ist ein groteskes Resultat der gegenwärtigen Disziplinen-Trennung, wenn heute die Zusammenarbeit von Archäologen, Klassischen Philologen und Alt-historikern ohne Wimpernzucken als ›interdisziplinär‹ ausgegeben werden kann. Für jeden vernünftigen Blick von außen handelt es sich um eine einzige Disziplin mit gewissen unvermeidlichen Auffächerungen. Es gibt nicht philologische, archäologische und althistorische Griechen und Römer, nicht getrennte literarische, epigraphische, bildliche, materielle und historische Götterkulte, Mythen und Lebensformen. Die Praxis der Wissenschaft und die Wirklichkeit der Institutionen läßt daran ohnehin keinen Zweifel: Die Forschung führt ständig in die Bibliotheken der anderen altertumswissenschaftlichen Teildisziplinen, die ohne ein übergreifendes Gesamtkonzept gar nicht funktionsfähig geleitet werden können.

Auch für diese Fragen nach den Phänomenen der historischen Gesellschaften und Kulturen ist gewiß viel theoretische und methodische Kompetenz nötig. Aber das wäre nicht die Kompetenz in den Verfahrenstechniken, sondern die in den gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten. Und auch hier müßten weitere Kompetenzen außerhalb der ›klassischen‹ antiken Kulturen eingeholt werden:

Durch Brücken zu den entsprechenden Feldern, zu Religion und Mythologie, Ritualen und Theater anderer Kulturen, und zum gesamten Zusammenspiel der kulturellen Faktoren in verschiedenen historischen Gesellschaften.

Die genuin archäologischen Methoden und Arbeitsweisen werden dabei nicht auf der Strecke bleiben. Sie können sehr viel leichter als die stärker verflochtenen thematischen Fragen in übergreifenden Arbeitsverbänden, möglicherweise gestützt auf integrierende Forschungsstellen für allgemeine archäologische Methoden, zwischen den Fächern verhandelt und weiter entwickelt werden. Man muß es nur wirklich wollen – und nicht die organisatorische Trennung als Vorwand für geistesgeschichtlichen Isolationismus nehmen.

## V

Auch auf den eigentlichen Feldern der Klassischen Archäologie ergeben sich eminente Herausforderungen.<sup>17</sup> Die Erweiterung der kulturellen Praxis in der Gegenwart von vorwiegend sprachlichen zu visuellen und materiellen Dimensionen betrifft längst nicht nur Buch und Fernsehen, sondern prägt alle Lebensbereiche. Die Formen der gesellschaftlichen Kommunikation, von Habitus und Umgangsformen, Selbstdarstellung und Werbung, die Inszenierungen und Rituale des öffentlichen Lebens, der Politik und der Religion, die Gestaltung der menschlichen Siedlungsräume und der natürlichen Umwelt: Das alles hatte zwar seit jeher eine starke materielle und visuelle Dimension. Aber heute tritt dies, gegenüber der uns bisher gewohnten Dominanz der Sprache, in einem ganz neuen Ausmaß in den Vordergrund: Die visuellen Strategien werden gegenwärtig immer bewußter, raffinierter, offensiver, globaler – und darauf sind wir als Rezipienten höchst unzulänglich vorbereitet.

An den Schulen dominieren seit jeher und weiterhin die Fächer des Wortes – mit rapide abnehmendem Erfolg in der sprachlichen Kompetenz der Schüler, aber bei gleichbleibender Beherrschung der Stundenpläne. Und in den Wissenschaften ist materielle und visuelle Kommunikation eine Randerscheinung. Die theoretische Grundwissenschaft der Semiotik hat ihre Kategorien zunächst, und folgenreich, in der Linguistik ausgebildet und aus dieser Genese ein Defizit im Bereich der bildlichen Zeichen geerbt, das bis heute nicht überwunden ist. Und in den eigentlichen Bilderwissenschaften, Kunstgeschichte und Archäologie, ist schon das Vokabular symptomatisch für die Abhängigkeit: »Bildersprache«, die »gelesen« oder gar »entziffert« werden muß, ist wohl mehr als eine *façon de parler*, die Begriffe spiegeln eine theoretische Hilflosigkeit.

<sup>17</sup> Zum Folgenden s. auch Hölscher (1995 a) 38–42; Hölscher (1992). Dazu wichtig: Shusterman (1994).

Wir brauchen aber visuelle Kompetenz: Erfahrungen und Methoden für visuelle und materielle Kommunikation, nicht nur für historische Epochen, sondern auch für die Gegenwart. Hier aber scheint mir, auch wenn das angesichts der gegenwärtigen Situation des Faches ganz utopisch klingt, die Griechische und Römische Archäologie ein geradezu ideales Feld für fruchtbare Erfahrungen und Diskurse zu sein. Denn im Gegensatz zur Neueren Kunstgeschichte hat die Archäologie seit jeher das ganze kulturelle Spektrum der materiellen und visuellen Lebenswelt umfaßt: Die Werke der Bildenden Kunst und der Architektur ebenso wie die Gegenstände und Befunde der materiellen Lebenskultur. Wir müssen uns nur entschließen, diese Definition ernst zu nehmen: Dann gewinnen wir einen immensen Erfahrungsraum für die Materialität und Visualität menschlicher Kultur.

Erklärungen, »man müßte einmal ...«, sind immer mißlich. Auch hier gibt es nichts Gutes, außer man tut es. In diesem Sinn sind die folgenden Bemerkungen bewußt kurz gehalten.

Der erste Schritt in Richtung auf die selbst aufgestellte Definition des Faches muß dahin gehen, daß wir jene große Kluft schließen, die in manchen Ländern bereits mit der Trennung in »Griechische und Römische Archäologie« und »Antike Kunstgeschichte« institutionell fixiert ist, zum Teil sogar in verschiedenen universitären Fakultäten. Colin Renfrew hat dieser Trennung mit dem Begriff des »Great Divide« eine fast mythische Dimension gegeben, Anthony Snodgrass hat sie auf dieser Tagung mit dem nachdenklichen Bild der »two tables« beschworen.<sup>18</sup> Die Beschreibungen, mit denen die beiden Lager definiert werden, sind oft an einzelnen Themenfeldern und Arbeitsweisen orientiert: Hier die Kunstwerke, dort die Artefakte. Hier die klassischen Zentren und Epochen, dort die Hierarchie-freie Vielfalt der geschichtlichen Räume und Zeiten. Hier punktuelle Tiefgrabungen, dort Surveys. Hier die einführende Hermeneutik, dort die quantitativen Methoden mit modernen Techniken. Und so fort.

Hinter all dem steht eine grundsätzliche Spannung:<sup>19</sup> Einerseits die historischen Monumente, die Werke der ›Kunst‹ mit ihren intentionalen Botschaften, Homer und Parthenon, demokratische Verfassung und augusteischer Prinzipat, andererseits die intentionslosen Spuren des Lebensvollzugs, Gebrauchskeramik, Hirtenplätze und Ackergrenzen. Hier bewußte politische Leistungen, dort kollektive gesellschaftliche Traditionen und Praktiken. Entsprechend verschiedene Formen der Erhaltung: Hier absichtsvolle Tradierung an die zukünftigen Generationen und bewußt wertende Rezeption durch die Nachwelt, dort zufälliges Übrigbleiben und suchendes Auffinden. Schließlich die Formen und Methoden der wis-

18 Renfrew (1980); Snodgrass, hier S. 105–112.

19 Auch Altekamp, hier S. 18.

senschaftlichen Erkenntnis: Hier der Blick auf die einzelnen Objekte, die gedeutet und dann als Wegweiser in größere kulturelle Kontexte wie Religion, Politik, Mentalität genommen werden, dort vorgängig die Fragen nach kollektiven und kontextuellen ›anthropologischen‹ Phänomenen wie Altersgruppen, Krieg oder Götterkult, die dann durch Analyse entsprechender ausgewählter Zeugnisse einer Lösung zugeführt werden. Hier interpretierende Hermeneutik, dort erklärende Modelle.

Ich meine nicht, daß der Unterschied zwischen ›Monumenten‹ und ›Objekten‹, zwischen ›Botschaften‹ und ›Spuren‹ eine unüberbrückbare kategorielle Opposition ist. Selbst die einfachsten menschlichen Produktionen sind nicht ohne komplexe kulturelle Semantik, die Unterschiede der Bewußtheit sind zwar groß, aber nur graduell. Immerhin aber sind es existierende Gegensätze, die die Forschung gegenwärtig stark prägen, und deren Überwindung einige Anstrengung kosten wird.

Fragt man nach den Zusammenhängen des konkreten Lebensvollzugs, so gehört alles zusammen. Dies ist zunächst eine Lektion der ›anthropologischen‹ an die ›Klassische‹ Archäologie – es ist gewiß mehr als eine sprachliche Piquanterie, daß heute die ›Anthropologie‹ eine Antithese zum ›Humanismus‹ abgeben kann. Die Werke der Bildkunst und Literatur hatten ihren Ort im gemeinschaftlichen Leben: Diese Funktion ist nicht eine unter vielen Qualitäten, die die Wissenschaft nach Belieben mehr oder weniger beachten kann, sondern es ist ihre einzige Bestimmung. Tempelkultbilder waren Objekte der religiösen Rituale. Votivstatuen in den Heiligtümern wurden nach festen Regeln und Normen aufgestellt, sie umgaben die lebenden Menschen konkret beim Kult, als Vorbilder und ›Beobachter‹, sie wurden sogar Objekte sexueller Begierde.<sup>20</sup> Öffentliche Ehrenstatuen stellten in den politischen Räumen die Referenzpunkte des Handelns und Entscheidens vor Augen: Auf der Agora von Athen forderten die Bildnisse von Aristogeiton und Harmodios bei der Volksversammlung jeden Bürger auf, ein potentieller Tyrannenmörder zu werden, und die Standbilder der Phylenheroen waren die Garanten der öffentlichen Bekanntmachungen, die an ihrem Postament für die ganze Bürgerschaft angebracht wurden. Grabfiguren repräsentierten vor den Stadttoren für die Ankommenden die Elite der Stadt: Die Figuren redeten mit Inschriften die Vorbegehenden an, diese beklagten die Toten. Bilder auf Festgeschirr waren Elemente der gesellschaftlichen Diskurse bei Symposion, Hochzeit, Begräbnissen: Die Gesten und Ausrufe auf den Gefäßen mischten sich mit denen der Benutzer beim wirklichen Gelage. Das wissen wir alle – aber wie wenig haben wir die Konsequenzen daraus gezogen! Die ›Werke‹ und ihre ›Botschaften‹ gehören mitten in die Räume des Lebensvollzugs, der ›Spuren‹.

20 Olmos (1992) 256–266.

Andererseits aber sind die Lebensräume in Griechenland und Rom in einer besonders starken Weise zur Signifikanz erhoben worden: Eben durch Bildwerke. Die Agora von Athen wurde durch die Statuen der Tyrannenmörder in einem prägnanten Sinn zu einem Platz politischer Entscheidungen; die Straßen Attikas wurden durch die Hermen des Hipparch, auf halber Strecke zwischen den einzelnen Orten und Athen aufgestellt, zu einem System organisierter Kommunikation mit der Hauptstadt. Die Bildwerke waren Faktoren von Lebensräumen, sie definierten ihre Orte. Antike Städte und ihr Umland können darum als Sinnräume von Bildwerken betrachtet werden, die den lebenden Menschen an den verschiedenen Orten und in den betreffenden Situationen des Lebens Orientierung vermittelten. Es dürfte nicht viele Kulturen geben, die ihre Lebensräume mit so viel visueller Signifikanz aufgeladen haben, wie die der Griechen und Römer. Die Archäologie der Lebenskontexte würde ohne die Bildwerke ihre pointiertesten Strukturelemente verlieren.

Diese kontextuelle Interaktion zwischen Menschen und Bildern hat aber weitreichende theoretische Konsequenzen. Denn sie führt auf Grundkategorien, die den lebenden Menschen und den Bildwerken gemeinsam sind. Insbesondere: Person und Gruppe, Habitus und Handlung, Raum und Zeit.<sup>21</sup>

Der Raum, in dem die Bildwerke stehen, ist derselbe, in dem die Menschen die Handlungen ihres Lebens vollziehen. Der imaginative Raum, der *in* den Bildwerken, etwa Gemälden oder Vasenbildern, entfaltet wird, ist zwar nicht derselbe Raum wie der der lebenden Betrachter, aber es ist ein Handlungsraum *wie* der der Betrachter. Die Vorstellungen und Konstruktionen von Raum in der Lebenswelt und in der Bildkunst müssen zwar nicht *eo ipso* kongruent sein, sie können sich auch komplementär ergänzen, sogar zueinander in Widerspruch stehen – aber sie stehen miteinander in Beziehung und erläutern einander. Ähnliches gilt für die Kategorie der Zeit, die den Bildwerken allerdings mehr implizit eigen ist. Die Konzepte vom Menschen, von seinen natürlichen Qualitäten wie von seinen kulturellen Prägungen, werden in der Lebenswelt entwickelt und erfahren und in Bildwerken zur Signifikanz erhoben. Auffassungen und Leitvorstellungen vom Körper und seinen Kräften werden in Bildern prononciert zur Anschauung gebracht – und wirken von dort wieder zurück auf die Einstellungen zum natürlichen Körper. Auch die kulturelle Selbstgestaltung des Menschen, sein ›Habitus‹ in Erscheinung und Auftreten,<sup>22</sup> hat einen eminent bildhaften Charakter, der in die Bildwerke projiziert werden kann und von dort wieder die konkrete Selbst-

21 Eine Diskussion dieser Kategorien kann an dieser Stelle selbstverständlich nicht gegeben werden. Klärend war mir vor allem Schütz-Luckmann (1979–1984).

22 ›Habitus‹ als kulturelle Kategorie entwickelt von Pierre Bourdieu, Bourdieu (1974) 125–158. Für die Bildkunst scheint der Begriff mir besonders fruchtbar zu sein, weil er, was

inszenierung prägt. Dasselbe gilt für Handeln und Interaktion: Auch hier wird das natürliche, konkrete Agieren der Menschen in Bildern auf bestimmte Formen und Formeln gebracht, die strukturiert und signifikant sind, und die ihrerseits rückwirkend dem natürlichen Handeln Signifikanz und oft auch konkrete Form vermitteln.

Die Lebenswelt ist ein Konstrukt des Menschen, zwar anders, aber nicht weniger als die sogenannte Kunst. Klare Grenzen gibt es nicht.<sup>23</sup> Die beiden Sphären sind gewiß nicht deckungsgleich, sie stehen in einem spannungsvollen Verhältnis zueinander: Das Leben an die Bedingungen des natürlichen Vollzugs gebunden, die ›Kunst‹ freier konstruiert, sei es als überklarer Spiegel, als ideale Projektion, oder als Gegenwelt der Wirklichkeit.<sup>24</sup> Aber sie konvergieren in zentralen Kategorien: Individuum und Gruppe, Habitus und Handlung, Raum und Zeit.

Die meisten dieser Kategorien haben eine ausgeprägte visuelle Dimension. Je bewußter die konkrete Gestaltung ist, je mehr die Lebenswelt als ›Kunst‹ konstruiert wird, desto signifikanter, bedeutungshaltiger sind die Formen. Die Bildwerke, als stärkster Ausdruck formaler Prägungen, können auch die Begriffe für die Wahrnehmung und die Konzeptionen der Lebenswelt geben.

Die traditionellen formalästhetischen Begriffe der archäologischen und kunstgeschichtlichen Stilbetrachtung, wie Figur, Aufbau, Bewegung, Komposition, Tiefenraum, sind dafür freilich unbrauchbar. Sie müssen alle in anthropologische Begriffe des Lebensvollzugs übersetzt, das heißt umgedacht und neu konzipiert werden: Figur zu Körper, Aufbau zu Habitus, Bewegung zu Handlung, Komposition zu Interaktion, Bildraum zu Handlungsraum. Das sind keine einfachen Umbenennungen. Die Mühe aber würde sich lohnen. Sie würde nicht nur dem Verständnis der Kunst, sondern vor allem auch dem der Lebensformen zugute kommen. Und sie könnte sogar visuelle Kompetenz für die Gegenwart fördern.

---

von Bourdieu nicht thematisiert wird, eine ausgeprägte visuelle Dimension enthält. Dazu Hölscher (1995 a). Archäologische Bildanalysen, die auf einem solchen Konzept beruhen:

Hölscher (1971); Schneider (1975); Fehr (1979); Giuliani (1986); Zanker (1995).

**23** Hölscher (1995 a). Dazu die Diskussion über den Begriff der »Kunst« bei Graepler, hier S. 337–373.

**24** Diese potentielle Spannung und Divergenz zwischen Formen der Kunst und Formen des Lebens habe ich in der angeführten Schrift (oben Anm. 16) zwar beachtet, aber wohl

gegenüber der Beobachtung von Kongruenzen nicht ausreichend deutlich gemacht. Dadurch ist bei manchen Lesern der Eindruck entstanden, ich habe vor allem strukturelle Homologien aufzeigen wollen. Ich benutze daher die Gelegenheit, um zu betonen, daß es mir nur um die grundsätzliche Sicht geht, Bildwerke und Lebenswelt unter den selben Kategorien aufeinander zu beziehen und diese Beziehung im lebensweltlichen Umgang der antiken Gesellschaften mit ihren Bildwerken zu verankern.

## Vortragsdiskussion Tonio Hölscher

Diskussionsleitung: Alain Schnapp

**ALAIN SCHNAPP** Was Tonio Hölscher uns dargestellt hat, ist nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit der Tradition, sondern auch eine Erweiterung der Ziele der Klassischen Archäologie. Ebenso der Versuch, uns klar zu machen, wir haben ein Erbe, das Erbe der Kunstgeschichte, und außerdem eine Beziehung zu anderen Disziplinen, die einer erweiterten Kulturauffassung Platz einräumen. Wir haben gestern sehr verschiedene Meinungen dazu gehört, und diese Meinungen haben verschiedene Beziehungen zu dem, was uns Tonio jetzt gesagt hat.

**STEFAN ALTEKAMP** Ich würde, wenn es gestattet ist, gerne zwei Anmerkungen machen, die inhaltlich ohne Bezug zueinander sind. Das erste: Sie haben sich gesträubt, auch sehr stark emotional gesträubt, gegen eine Art und Weise, wie die Forderung nach stärkerer Berücksichtigung von Theorie und Methodenanwendung eingeführt oder gefordert worden ist. Ich möchte von seiten der Veranstalter ausdrücklich darauf hinweisen, daß in keiner Weise beabsichtigt ist, die Diskussion so zu führen, als ob hier ein anonymes Bedrohungspotential aufgebaut wird oder als ob es hier irgendetwas gäbe, dem gegenüber es gälte, zu Kreuze zu kriechen. Das ist der völlig falsche Ansatz. Sondern es geht um zwei Dinge: Zum einen kennenlernen, zur Kenntnis nehmen, was andere uns zu sagen haben, und nicht a priori zu behaupten, sie hätten uns eh nichts zu sagen. Zum anderen zu prüfen, welche Relevanz es für uns hat und wie wir dort eingreifen können. Und diesen zweiten Punkt möchte ich noch einmal ganz deutlich hervorheben. Es geht darum, aus unserem eigenen Selbstverständnis und aus einer Evaluation des Materials, das uns zu Verfügung steht als Klassischer Archäologie – und zwar als möglichst umfassend definierter Klassischer Archäologie – aktiv in diese Diskussion einzugreifen,

durchaus auch kritisch in diese Diskussion einzugreifen. Und weil wir das so sehen, daß Klassische Archäologie die Chance hat, aktiv korrigierend und weiterführend mit ihrem ungläublichen differenzierten Potential einzugreifen, deswegen haben wir explizit geschrieben, es fehlt unser aktiver Beitrag, nicht nur unsere passive *nostra culpa*-Demonstration; und weil ich es so sehe, habe ich es gestern auch explizit so gesagt. Der zweite Punkt: Ich schätze ganz außerordentlich Ihre Bemühungen um Vermittlung und Überbrückung, und ich teile auch Ihren Aufruf an die Jüngeren, zu handeln, wenn sie unzufrieden sind. Wem was nicht paßt, der soll nicht wimmern, sondern handeln. Aber ich glaube, es wäre doch etwas verfehlt, den Bereich des Lernens in eine völlig autonome Sphäre zu verweisen; das ist eingebunden in eine soziale Praxis. Und wer lernt an der Universität, lernt im persönlichen Kontakt, nicht nur mit den vorbildlichen älteren Kommilitonen. Und dieses Lernen drückt sich sehr schnell in dem Wunsch aus, selbst tätig zu werden, und dieser Wunsch drückt sich aus, Arbeiten schreiben zu wollen, bestimmte Dinge in Referaten anbringen zu wollen, diskutieren zu wollen, Themen anmelden zu wollen. Da sind sie mit Prüfungsordnungen, Studienordnungen, mit Lehrplänen und vielen anderen Dingen konfrontiert, die härtere Auswirkungen haben als eine diffuse atmosphärische Differenz. Ich möchte das unter keinen Umständen gering schätzen und noch einmal darauf hinweisen, daß es nicht einfach ist für die Lernenden, ihren Interessen zumindest in frühen Stadien ihres Studiums Geltung zu verschaffen. Das sollten wir nicht nivellieren.

**TONIO HÖLSCHER** Wogegen ich mich emotional gewendet haben soll, ist mir, offen gestanden, nicht ganz klar. Ich habe hier etwas spielerisch versucht, eine Rolle, die mir in

gewisser Weise suggeriert worden ist, einmal aufzunehmen, mich in eine Ecke zu stellen, in der ich mich nicht sehr wohl fühle, aber von der ich denke, nun ja, man kann es ja einmal durchspielen, auch um von da aus wieder auf die Sache zu schauen. Daß ich mich nicht gegen Theoriebildung wende, das müssen Sie mir schon abnehmen. Ich will mit Sicherheit auch nicht zu ihrem zweiten Punkt die Schuld von, sagen wir einmal, unserer Generation abwenden. Es hat natürlich Versäumnisse gegeben. Ich habe es jetzt einmal mit Absicht etwas pointierter formuliert, die ganzen Fragen, einfach auch, weil ich dachte, es bringt die Diskussion stärker in Gang. Es war eigentlich meine Absicht, Mut zu machen zu Wegen, die Sie für richtig halten. Ich würde auch denken, daß die Studienordnungen da zwar in gewisser Weise hemmend sind, aber daß, soweit ich sehe, man in der Interpretation von Studienordnungen, jedenfalls einstweilen, eine gewisse Freiheit hat. Es ist ja nicht festgelegt, daß alle Seminare über den Kleophrades-Maler gehen.

**ALAIN SCHNAPP** [...]

**ULRICH GOTTER** Ich weiß nicht, ob das, was ich jetzt sage, völlig ins Leere fällt, nachdem Sie die Verantwortung für Ihren Text so delegiert haben, wie das Philus in *De re publica* gemacht hat, indem er sagte, die Position von Karneades, die kann er eigentlich nicht vertreten vor dem Publikum.<sup>25</sup> Ich will es trotzdem sagen: Sie haben versucht, den Schwerpunkt der Theoretisiererei auf dieses lebensweltliche Konzept zu verschieben. Sie haben dabei Kategorien genannt wie Habitus, wie andere Dinge, die aus der Anthropologie kommen, wie Handlungsrahmen und dergleichen mehr. Ich frage mich, ob diese Konzepte nicht so spezifisch sind, daß ihre Anwendung gleichzeitig wieder zurückverweist in den Rahmen der Theoretisiererei, denn ich meine, über Handlung, was

menschliche Handlung ausmacht, wird in der Neueren Geschichte, gerade in der Renaissance-Forschung, gestritten wie über wenig sonst. Habitus ist ein Konzept von Bourdieu, das auch nicht völlig unstrittig ist, wo man sich fragt, wo gehört das eigentlich hin, in welche Räume? Ob man dann nicht wieder, wenn man diese Begriffe anwenden möchte, gleich wieder dazu kommt, zu theoretisieren, bevor man dann eigentlich wieder in Material einsteigen kann?

**TONIO HÖLSCHER** Ich will nicht sagen, daß man sich nicht intensiv mit diesen Theorien zu befassen hat, selbstverständlich. Und schon die Rede von der Theoretisiererei würde ich, weil sie einen negativen Anstrich hat, völlig streichen. Was ich will, ist nur, zu sagen, bevor wir pauschal Theorien fordern, müssen wir doch wissen, was wir eigentlich wissen wollen. Und dann müssen wir uns die Theorien suchen, entwickeln oder weiter diskutieren, die für dieses Ziel da sind. Nur ohne vorrangige Zielsetzungen weiß ich nicht, warum wir einfach irgendwo hier und da in Theorien einsteigen.

**ADOLF BORBEIN** Sie haben es gerade schon gesagt, Herr Hölscher, aber ich möchte es noch einmal verdeutlichen. Mir scheint das notwendig zu sein. Sie haben, wie ich fand, zu Recht sehr unterschieden zwischen dem Ziel und der Theorie. Zunächst muß das Ziel da sein. Aber wie kommt man zum Ziel? Zum Ziel kommt man – Sie haben das gesagt, und ich möchte das noch einmal unterstreichen – dadurch, daß man bewußt Zeitgenosse ist. Daß man in seiner Zeit lebt. Es geht nicht darum, würde ich gegen Herrn Altekamp jetzt sagen, daß wir gucken, was die anderen uns bieten können, um dann anschließend zu prüfen, was können wir da übernehmen, sondern das Wesentliche ist, daß wir mit den anderen zusammenleben, uns anregen lassen. Sie haben die Beispiele angeführt und versuchen, in der Gegenwart

für uns eine Position zu gewinnen. Daraus kommen dann die Fragestellungen, die Ziele entwickeln sich, und insofern ist es auch eine Anregung, was man auf der Universität bekommt. Und das, was man von seinen Lehrern bekommt, kann nicht mehr als eine Anregung sein. Und man muß fähig sein, auch gegen solche Anregungen etwas Neues zu entwickeln.

**TONIO HÖLSCHER** Dazu nur zur Ergänzung. Ich habe nicht behauptet, daß ich mit diesem Vortrag das ganze Feld abdecken will. Ich habe einen Punkt herausgegriffen, der mir wichtig scheint, der mir zum Teil nicht ausreichend berücksichtigt zu werden scheint, nämlich das, was ich Zeitgenossenschaft nennen würde. Natürlich ist es damit nicht getan, das ist völlig klar, Zeitgenossenschaft ist keine Methode, Zeitgenossenschaft ist keine Wissenschaft. Das ist nur ein Anstoß, scheint mir aber wichtig zu sein.

**JUSTUS COBET** Ich finde das wunderbar, was jetzt gerade passiert ist. Ihre gedankliche und begriffliche Genauigkeit und Anstrengung hat aus Herrn Altekamp eine Formulierung der Ziele der Tagung hervorgebracht, die gestern den ganzen Tag mit einer Fülle von Fragen konfus in meinem Kopf waren und jetzt schnell präzise geworden sind. In einem Punkt habe ich eine Nachfrage: Mich hat gestern durchgängig gestört eine häufige Begriffsopposition zwischen nicht-intentionalen Quellen, also Überresten u. ä., und Quellen, die eine Botschaft enthalten. Das scheint mir eine falsche Opposition zu sein, begrifflich ist es eine Hilfe, sich diese beiden Extreme, Pole, die in allen Quellen stecken, klar zu machen, aber ich glaube, in der praktischen Arbeit ist es verwirrend. Habe ich Sie richtig verstanden, daß Ihre Überlegungen von Lebensräumen als Konstrukt gerade nur funktionieren, wenn Sie diesen Gegensatz aufheben? Ich hätte das gerne deutlich ausgedrückt in bezug auf die Unklarheiten von gestern. Das, was bei den Jüngeren als Theoriewunsch läuft, scheint mir häufig eine

Objektivierung an falschem Ort zu sein, nämlich den un-intentionalen Quellen ohne den Willen der Menschen Intentionen zu entnehmen, die sich hinter ihrem Rücken vollziehen. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, holen Sie das auch in den Bereich der bewußten oder vielleicht auch unbewußten Gestaltung. Ein Begriff wie Habitus ist einer, der zwischen Intention und Sozialisation und all diesen Begriffen schwebt. Und jedes praktische Problem muß das Intentionale abwägend herausfinden, ein Faustkeil enthält Intentionalität einer Gruppe natürlich auf eine völlig andere Weise als ein Text, aber wir haben den erweiterten Kulturbegriff – und wir haben den erweiterten Textbegriff. Frage, wie weit ist das bloß metaphorisch gemeint oder wie weit hat das inhaltliche Konsequenzen? Ich meine Sie so verstanden zu haben, daß es mit inhaltlichen Konsequenzen zu lesen sei.

**TONIO HÖLSCHER** Das sehe ich ganz genauso wie Sie. Ich sehe das zunächst einmal als ein Spektrum mit oppositionellen Enden, die aber zusammenhängen. Ich habe das auch in einem Satz versucht anzudeuten, vielleicht nicht deutlich genug, daß mir dieses keine echten Gegensätze zu sein scheinen, und daß sich das in einem theoretisch zu definierenden Konzept sicher aufheben läßt. Also ich rede nicht theoretischem Dilettantismus hier das Wort, sondern meine nur, was zuerst und was dann zu kommen hätte.

**WOLF-DIETER HEILMEYER** Ich möchte nach dem schönen theoretischen Bild gerne auf die Praxis lenken. Lebenserfahrung, das hast Du sehr schön geschildert, ist ja Ausschnitt aus vielen Leben, selbstverständlich. Und die Lebenswelt der Antike, die wir rekonstruieren können, die ist ein Konstrukt. Wenn ich mir heute überlege, daß hier nur ein Ausschnitt aus der für uns heutige Zeitgenossen sichtbaren Welt eingezielt wurde, die Visualisierung der Welt, dann steht daneben ja das andere, diese unglaubliche Aufteilung, die mit der Visualisierung (alle Vorurteile gegen

das Fernsehen!) zusammenhängt. Die Aufgliederung in winzige Grüppchen, die gar nicht mehr miteinander diskutieren. Und das ist das eigentliche Problem. Ich will es ganz konkret anhand des Museums darstellen.

Wir haben versucht, auf diese Visualisierung der Welt in der Neuaufstellung der Antikensammlung durch Darstellung bestimmter Themen – das ist nicht ganz neu, haben nicht wir erfunden, das haben andere vorgeleistet – zu antworten. Der größte Besuch aber in der Antikensammlung geschieht nun eigentümlicherweise in der in Berlin seit einigen Jahren so beliebten »Langen Nacht der Museen«. Und da kommen Leute, die nur ganz kurz das Haus betreten, die oft gar nicht den Mantel ausziehen, die herumflanieren, die andere suchen, die Leute suchen, die sich da auch glücklich fühlen in dieser Nacht. Die schauen zum Teil gar nicht auf das, was wir da zur Visualisierung der Welt und zur Lebenswelt als Konstrukt zu bieten haben, sondern die suchen Gemeinschaft. Das ist auch eine Lebenserfahrung, von der ich nun gar nicht mehr recht weiß, wie ich ihr eigentlich in unserem praktischen archäologischen Leben, also z. B. im Museum, antworten soll.

**TONIO HÖLSCHER** Finde ich sehr interessant, sehr wichtig. Natürlich gehören die Formen des Zusammenlebens, in Gruppen oder insgesamt, sehr zu unseren Aufgabebereichen, und ich bin überzeugt, da lassen sich gerade archäologisch sehr viele Spuren sichern. Müßte man einmal überlegen.

**STEFAN ALTEKAMP** Ganz kurz zu Herrn Borbein: Das zur Kenntnis zu nehmen oder sich erst einmal anzuschauen, was andere liefern, bedeutet in letzter Zeit ganz ausgesprochen, uns dabei helfen zu lassen, unsere Zeitgenossenschaft erst einmal präziser zu definieren. Das ist gerade Thema, das ist ein ganz hervorragendes Thema. Und darin eingeschlossen: Durchaus auch die historische Bedingtheit unserer Zeitgenossenschaft zu definieren, auch die verschiedenen sozialen

Felder, in denen wir uns engagieren, die sehr fragmentiert sind. D.h. diese Beschäftigung führt unter anderem gerade zu dem, was Sie fordern, und damit kämen wir eigentlich schon zusammen. Zu Herrn Cobet: Ich versuche es wahrzunehmen, daß die Historiker sehr stark laborieren mit diesen Quellendefinitionen. Es gab früher, so habe ich es noch gelernt, diese schöne Unterscheidung zwischen Tradition und Überresten. Das scheint jetzt obsolet zu sein. Es gibt die willkürlichen und die unwillkürlichen Quellen, davon wird auch Abstand genommen. Deswegen habe ich mir ein neues Begriffspaar gesucht, weil ich auch diese Unterscheidung zwischen Monumenten und Spuren nicht so passend finde, da wiederum ›Spuren‹ in der Archäologie anders belegt sein kann. Also man steht da und ist ein bißchen in der begrifflichen Zwickmühle, weil da von verschiedenen Seiten her herumlaboriert wird, aber das Laborieren scheint mir auch zu zeigen, daß da eine Kategorie gepackt ist, die im Prinzip schon notwendig ist, auch wenn es da eine Überschneidung gibt und ein Problem der Trennschärfe am Rand.

**JUSTUS COBET** [...] sind nicht mehr Hauptkategorien, sondern reine Neben[...]

**STEFAN ALTEKAMP** Ja sicher. Es wird eben auch gesagt, wir können den Gesamtbestand der Quellen nicht unter zwei Begriffe packen und damit eine Quellensystematik liefern, die abgeschlossen ist.

**JUSTUS COBET** [...]

**STEFAN ALTEKAMP** Nur ich denke, unter anderem sind wir auf diese Kategorie angewiesen, und ich möchte ganz vehement darauf zurückkommen, daß wir die für die Archäologie unbedingt brauchen.

**REINHOLD BICHLER** Wir haben von der ein oder anderen kritischen Frage vielleicht – den Zwang zur Methodenreflektion, den Herr Gotter aufgeworfen hat – abgesehen, sehr viel versöhnliche Worte gehört, sehr viel, was uns Mut machen soll. [...] Bewußtsein einer allgemein empfundenen Situation

der Krise, die Herr Altekamp mehrmals formuliert hat, und Sie haben Herrn Altekamp provoziert, dazu aus sich heraus noch einmal sehr frei Antwort zu geben auf Fragen, die gestern im Raum standen, und die er gestern nicht so klar beantwortet hat. Steckt aber nicht hinter all dem Versöhnlichen, uns auf unsere jetzige Gegenwart, Wertigkeit zu besinnen, unsere Lebenswelt zu gestalten, unserer Lebenswelt neue Antworten zu geben, auch neue Welten etwa zu inszenieren, steckt nicht hinter all dem doch eine

Antwort, die in einem tiefsten Sinne humanistisch ist? Wir glauben immer noch, wir können aus der Alten Welt, aus der Beschäftigung mit der Lebenswelt der Alten über uns und unsere Position in der Welt mehr lernen, wir können dadurch im Winckelmannschen Sinn linksrheinisch und nach-hegelianisch freier werden, und wir können besser werden. Und das ist Humanismus pur.  
**TONIO HÖLSCHER** Da will ich jetzt gar nichts mehr dazu sagen, das finde ich ganz prima.